

Sarah Steele

Was Wunder jenes Sommers

ROMAN



GOLDMANN

Buch

Nach einem Schicksalsschlag ist Florence' Herz gebrochen. Als sie im Kleiderschrank ihrer kürzlich verstorbenen Großmutter auf eine Kiste mit Schnittmustern und Stoffproben von wunderschönen Vintage-Kleidern aus den 1960ern stößt, denen Postkarten und Fotos von einer ihr vollkommen Fremden in ebendiesen traumhaften Kleidern beiliegen, ist sie zunächst ratlos. Wer war diese Nancy Moon, und woher kannte ihre Großmutter sie? In ihrem alten Leben hält Flo nichts mehr, daher beschließt sie, den Spuren der geheimnisvollen Nancy zu folgen. Eines nach dem anderen schneidert sie die schönen Kleider nach und begibt sich anhand der alten Fotografien und Postkarten auf eine Reise quer durch Europa. Dabei ahnt Flo nicht, welche Abenteuer ihr bevorstehen und dass die Wahrheit über Nancy auch ihr eigenes Leben in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen wird ...

Autorin

Die ausgebildete Musikerin Sarah Steele arbeitete lange in der Verlagsbranche, bevor sie sich im Kulturbereich selbstständig machte. Mit ihrem Debüt »Das Wunder jenes Sommers« eroberte sie die Herzen ihrer Leser im Sturm. Steele lebt mit ihrer Familie im Südwesten Englands.

Sarah Steele

Das Wunder
jenes Sommers

Roman

Aus dem Englischen
von Ele Zigldrum

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»The Missing Pieces of Nancy Moon« bei Headline Review,
an imprint of HEADLINE PUBLISHING GROUP, London.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2022
Copyright © 2020 der Originalausgabe by Sarah Steele
All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Annekatrin Heuer

An · Herstellung: ik

Satz- und E-Book-Konvertierung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-641-26106-1

V001

www.goldmann-verlag.de



»Hallo Nancy«, sagte sie leise und fuhr mit dem Daumen über die Ecke des steifen, vergilbten Fotokartons. »Warum habe ich noch nie von dir gehört?«

*In Erinnerung an
meine liebe und außergewöhnliche Tante Pam*

Prolog

Am Beginn einer Reise steht meist ein Abschied: von einem Freund oder einem geliebten Menschen, nicht selten dem Partner, und manchmal auch von einem Ort. Ein Abschied schärft den Blick, erinnert daran, was hätte sein können, und weckt die Vorfreude auf das, was kommen mag. Ein Abschied bringt Wehmut mit sich, mitunter auch Schuldgefühle oder Bedauern, Hoffnung oder sogar Erleichterung. Manchmal nimmt man nur für ein paar Stunden Abschied, ein anderes Mal ist es für immer.

Es war ein schwülwarmer Abend, als sie sich trafen, um Abschied zu nehmen. Das Ende eines dieser unerwartet drückend heißen Tage, an denen die Menschen in der Stadt es nicht erwarten können, nach Hause zu kommen, um endlich Krawatten und Strümpfe loszuwerden, Kragen zu öffnen, Gürtel zu lockern und die Schuhe abzustreifen. Dann die Fenster ihrer Wohnungen aufzureißen und den Geräuschen der Stadt zu lauschen.

Das große Glasdach, das die Bahnsteige überspannte, war wie der Deckel eines Dampfkochtopfes, der die heiße Luft mit dem Lärm und Geruch hunderter verschwitzter Menschen zu einer stickigen Wolke verdichtete. Wer hätte es für möglich gehalten, dass man abends an der Waterloo-Station in einen Zug einsteigen und am nächsten Morgen in Frankreich ankommen könnte? Von Wandsworth nach Paris, einfach so. Sie hatte die Verbindung herausgesucht: Es waren nur dreihundert Meilen, genauso weit wie von Wandsworth nach Newcastle. Allerdings hatte sie neulich am Piccadilly Circus jemand aus der Gegend von Newcastle nach dem Weg gefragt. Verglichen mit diesem nord-englischen Dialekt war Französisch vermutlich einfach zu verstehen. Es war ja nur für ein paar Monate, sagte sie sich, London wäre immer noch da, wenn sie zurückkam.

Auf dem Bahnsteig herrschte ein chaotisches Durcheinander; Reisende und ihre Lieben, die sich verabschieden wollten – Familien, die dicht beieinanderstanden, damit die Kinder nicht verloren gingen, Liebespärchen,

die einen letzten Kuss austauschten, ernst dreinblickende Geschäftsmänner, die mit wehenden Mänteln und tief in die Stirn gezogenen Filzhüten ihren Wagons zustrebten. Sie beobachtete eine französische Dame in modisch geschnittenem Kurzmantel, die auf schlanken Beinen an ihr vorbeiglitt, eine lange Zigarettenspitze in der Hand und ein winziges Hündchen unter dem Arm. Ein Träger hastete mit Louis-Vuitton-Koffern hinterher. Mit einem Mal fühlte sie sich sehr englisch und gewöhnlich in ihrem selbst geschneiderten Kleid. Leute schubsten sie hin und her, während sie sich eilig den Weg zu ihren Zügen bahnten und letzte Einkäufe tätigten, aber sie bemerkte es kaum. Sie hatte das Gefühl, über dem Gedränge zu schweben. Die höflichen Abschiedsfloskeln, die sie mit Peggy austauschte, drangen an ihr Ohr, als wäre zwischen ihnen eine unsichtbare Trennwand errichtet. Für das, was sie beide sich eigentlich sagen wollten, war hier in der Öffentlichkeit kein Platz, außerdem standen Dorothy und Phyllis in Hörweite. Also unterhielten sie sich in diesen letzten gemeinsamen Minuten über Nichtigkeiten, als hätten sie sich zufällig in der Schlange vor dem Postamt getroffen. Auch das entfernte Tuckern der Diesellokomotive bot keine Ausrede, das Gespräch einzustellen, dabei gab es eigentlich nichts mehr zu sagen. Sie vermisste das laute Kreischen einer Dampflok bei der Abfahrt, die Rußwolken in der Luft, die ihr eine perfekte Entschuldigung für ihre feuchten Augen geliefert hätten. Stattdessen senkte sie den Blick und rieb an einem unsichtbaren Fleck an ihrem Ärmel herum.

Insgeheim hatte sie gehofft, dass ihre Eltern zum Bahnhof kommen würden, um sie zu verabschieden, und obwohl sie nicht überrascht war, dass die beiden nicht aufgetaucht waren, war sie traurig und enttäuscht. Sie stellte sich vor, was ihre Eltern wohl gerade machten: Dad saß sicher vor dem neuen Fernseher und schaute eine Folge seiner Lieblingsserie an, während Mum die Reste der Mahlzeit wegräumte. Montags aßen ihre Eltern immer Kartoffeln mit Spiegelei. Sie war froh, dass Peggy gekommen war, auch wenn sie den Verdacht hegte, dass sie sich nur vergewissern wollte, dass sie wirklich in den Zug stieg und es sich nicht doch noch im letzten Moment anders überlegte.

»Meine Damen und Herren, einsteigen bitte! Letzter Aufruf für die Reisenden nach Paris.« Ein Schaffner eilte dienstbeflissen auf dem Bahnsteig hin und her und trieb die letzten Nachzügler zur Eile an.

»Also, ich geh dann wohl besser«, sagte Peggy, und es schien, als hätte sie auch einen dieser unsichtbaren Rußpartikel ins Auge bekommen. »Ich sollte zurück zu Donald und ...«, sie brach ab. »Also, du weißt schon ...«

»Ja.« Sie versuchte zu lächeln, aber die dazu nötigen Gesichtsmuskeln versagten ihren Dienst.

Peggy zögerte, dann drückte sie ihr einen schnellen parfumduftenden Kuss auf die Wange. »Mach dir keine Sorgen. Genieß es einfach. Und nimm dich vor diesen Franzosen in Acht, hörst du?«

Sie musste lachen. »Du klingst schon wie Dad. Jetzt geh schon, verschwinde. Ich darf den Zug nicht verpassen.«

»Ich hasse Abschiede. Ich wünschte, du müsstest nicht wegfahren. Ich werde dich schrecklich vermissen.«

Und noch ehe Peggy in ihre Tasche greifen konnte, war Phyllis schon neben ihr aufgetaucht und hielt ihr ein Taschentuch hin. »Hier, nimm, Peg. Was soll denn dein Donald denken, wenn du so verheult nach Hause kommst?«

Peggy putzte sich lautstark die Nase.

»Es ist besser, wenn du jetzt gehst, Kleines. Ich und Phyl winken ihr zum Abschied.« Sie schnappte nach Luft, als Dorothy ihr einen Arm um die Schultern legte und sie drückte.

Peggy konnte ihre Erleichterung nur schwer verbergen. »Seid ihr sicher? Ich sollte wohl tatsächlich lieber gehen. Maddie kränkelt schon die ganze Woche, und ich kann sie nicht in Donalds Obhut lassen.«

»Ist schon in Ordnung«, sagte sie. »Geh ruhig, Peg. Die beiden hier haben das im Griff.«

»Nun schwirr endlich ab«, befahl Dorothy freundlich. »Wir setzen sie in den Zug.«

»Oh, warte!«, rief Phyllis plötzlich. »Wir sollten noch eine Aufnahme von uns allen machen. Wo ist dein Fotoapparat? Du hast ihn doch eingepackt?«

»Er muss irgendwo sein.« Sie zog das braune Lederetui aus ihrer Reisetasche und öffnete es.

»Moment.« Dorothy hielt einen jungen Mann auf, der auf dem Weg zu seinem Wagon war. »Würden Sie ein Foto von uns schießen?«

Erst schien der Passant ablehnen zu wollen, doch als Dorothy den Kopf schief legte und einen Schmollmund zog, ließ er sich erweichen. »Wenn es

nicht zu lange dauert«, erwiderte er zögernd.

»Los, Mädels, näher zusammen!«, rief Dorothy und zog die drei Freundinnen zu sich heran.

Einmal kurz lächeln, dann war es vorbei. Der junge Mann reichte ihnen die Kamera zurück und eilte davon, wobei er Dorothy noch einen kurzen Blick zuwarf.

»Ich sollte jetzt wirklich einsteigen«, sagte sie und verstaute ihren Fotoapparat wieder in der Reisetasche. »Bis dann, Peg.«

Sie fassten sich an den Händen und suchten nach Worten, aber keine von ihnen brachte ein Wort heraus, also drückte Peggy noch einmal fest ihre Hände und hastete dann schnell über den Bahnsteig davon. Wenn der Zug abfuhr, würde sie schon im Bus Nummer 44 sitzen und nach Hause fahren.

Als Peggy in der Menge verschwand, nahmen Phyllis und Dorothy sie in die Mitte. Sie dachte, dass sie ein komisches Bild abgeben mussten: auf der einen Seite Dorothy mit den hohen Absätzen und der blonden Hochsteckfrisur, auf der anderen die winzige Phyllis, die in ihrem grauen Kostüm eher an eine Bahnhofstaube erinnerte, mit draller Oberweite, staksigen Beinen und nervösem Blick.

»Keine Sorge«, sagte Dorothy. »Peggy kommt schon zurecht. Sie kommen alle zurecht. Du musst dich jetzt auf deine tolle Reise konzentrieren. Ich wünschte, ich wäre an deiner Stelle, du Glückspilz.« Sie verpasste ihr einen gutmütigen Knuff. Das hatte jedoch nicht den gewünschten erheiternden Effekt. »Komm schon, man könnte denken, du wärst auf dem Weg ins Arbeitslager! Dabei wirst du den Sommer in Frankreich und Italien verbringen!«

Phyllis begann in ihrer Handtasche zu kramen und murmelte leise vor sich hin.

»Phyl, was machst du da? Du siehst aus wie ein Terrier auf Kaninchenjagd.« Dorothy stieß einen Seufzer aus und zog gelangweilt an ihrer Zigarette. Schließlich förderte Phyllis eine kleine Dose und eine Packung Kekse zutage. »Hier«, verkündete sie. »Das kannst du vielleicht brauchen. Falls du Hunger kriegst.«

»Du weißt aber, dass es in Frankreich auch Lebensmittel gibt, oder?« Dorothy verdrehte die Augen. »Sie wird dort die feinsten Schnecken essen,

kein blödes Corned Beef. Nicht wahr?«, fügte sie hinzu und lachte. »Verdammt, du bist so weiß wie ein Leintuch, Süße!« Dorothy griff in ihre Handtasche und zog eine halbleere Schachtel *Pall Mall* heraus. »Hier«, sagte sie, während sie ihrer Freundin die Zigaretten in die Handtasche schob und den Verschluss zuschnappen ließ. »Das passt schon eher.«

»Abfahrt in zwei Minuten, Madam. Wenn ich bitten darf? Sie wollen doch nicht den Zug versäumen, oder?« Ein junger Gepäckträger nahm ihren Koffer und hob ihn auf einen Gepäckwagen. Dann gab er ihr einen Wink, damit sie ihm folgte.

»Na los, Mädchen«, meinte Dorothy sanft, ließ ihre Zigarette auf den Boden fallen und trat sie mit der Spitze ihres schwarzen Lackschuhs aus. »Steig schon endlich ein.« Sie packte sie am Arm und zog sie mit sich, sodass sie gar nicht anders konnte, als mit der Freundin in Gleichschritt zu fallen und sich Dorothys hüftschwingendem Gang anzupassen. Phyllis trippelte hinterher.

Beinahe wäre sie gestolpert, als sie sich umdrehte. Sie wollte sehen, ob Peggy noch da war, wollte ihr ein letztes Mal zuwinken. Aber die wogende Menge der Fahrgäste, die nun versuchten, ihre Wagons zu finden, hatte sie bereits verschluckt. Peggys olivgrüner Sommermantel und ihr blondes Haar waren nirgendwo zu entdecken.

Oder war da vielleicht sein Gesicht irgendwo im Gedränge, war er gekommen, um sich zu verabschieden oder sie gar zu bitten zu bleiben? Vielleicht hatte er sich im Tag geirrt. Vielleicht hatte sie ihm das falsche Datum geschrieben.

»Kein Blick zurück«, befahl Dorothy, als wüsste sie, wohin ihre Gedanken wanderten. »Nur nicht unterkriegen lassen, okay?« Sie wischte die dargebotene Hand des Schaffners beiseite, der ihnen beim Einsteigen in den Wagon helfen wollte, und schob sie die Stufen hinauf.

»Nur nicht unterkriegen lassen«, gab sie zurück, als sie sich auf dem Treppenabsatz noch einmal umwandte. Aber selbst dieser alte Scherz zwischen ihnen konnte ihr kein Lächeln auf die Lippen zaubern.

»Bist du sicher, dass dich jemand in Empfang nehmen wird?«, fragte Phyllis und biss sich dabei vor Sorge beinahe die Lippe wund.

»Ja, Phyllis, zum hundertsten Mal, sie holen mich am Bahnhof ab.«

Der Schaffner kam den Bahnsteig entlang, warf die Türen der Wagons zu und verscheuchte alle, die nicht mitfuhren, von der Bahnsteigkante.

Sie zog das Fenster herunter und lehnte sich hinaus. »Also dann, auf Wiedersehen«, sagte sie und drückte ihren beiden Freundinnen die Hände. Phyllis putzte sich noch einmal lautstark die Nase, und sogar Dorothy schien etwas ins Auge bekommen zu haben.

Der Pfiff zur Abfahrt ertönte, und der schwere Zug setzte sich in Bewegung. Phyllis rannte nebenher und winkte wie wild, bis Dorothy sie einholte und zurückzog. Sie konnte es sich noch immer anders überlegen, dachte sie, während die Umrisse ihrer Freundinnen sich in kleine Punkte verwandelten. Der Zug fuhr noch ziemlich langsam, und wenn sie jetzt absprang, würde sie auf dem Ende des Bahnsteigs landen und sich höchstens ein aufgeschürftes Knie holen.

Und dann war es auf einmal zu spät. Der Bahnsteig war davongeschmolzen, und der Motor der Lokomotive kurbelte sich Gang um Gang hinauf. Sie hatte keine Wahl, sie musste die Sache durchziehen.

»Bitte treten Sie vom Fenster zurück, Miss«, sagte der Schaffner, bedeutete ihr, zur Seite zu treten, und schloss geräuschvoll das Fenster. »Wir wollen doch keinen scheußlichen Unfall, nicht wahr? In welchem Abteil sitzen Sie?«

Sie hielt den zerknüllten Fahrschein noch immer in der geballten Faust. Sie versuchte ihn zu glätten. »Hier«, erwiderte sie.

Der Schaffner warf über seine Lesebrille hinweg einen prüfenden Blick darauf und deutete dann den Gang entlang. »Da vorn links. Es wird gleich jemand kommen und Ihre Bestellung aufnehmen.«

Sie folgte seiner Anweisung, griff nach ihrer Reisetasche und schob die schwere Tür zum Abteil Nummer siebzehn auf, in dem bereits ihr Koffer auf sie wartete. Das holzgetäfelte Abteil wirkte edel mit seinem glänzenden Messing und den blankgesessenen Lederbezügen. Eines der Mädchen in der Arbeit hatte erzählt, dass der Herzog und die Herzogin von Windsor diesen Nachtzug nutzten, wenn sie zwischen Paris und London hin- und herfuhren.

Plötzlich klopfte es leise an der Tür, und ein junger Zugbegleiter in schicker Uniform, er war kaum älter als sechzehn, steckte den Kopf herein. Höflich fragte er, ob sie im Speisewagen zu Abend zu essen wünsche oder ob er ihr etwas zu trinken bringen dürfe, ehe sie sich zur Ruhe legte. Sie war nie gut

darin gewesen, Entscheidungen zu treffen, doch schließlich lehnte sie das Abendessen ab und bestellte einen Gin Tonic und eine heiße Schokolade, damit sie für alle Eventualitäten gerüstet war. Der Zugbegleiter nickte, dabei wippte die adrette Kappe auf seinem Pomade-Haar auf und nieder.

Ein oder zwei Minuten später verließ sie das Abteil und schloss leise die Tür hinter sich. Wie hypnotisiert vom Schwanken des Wagons und der donnernden Wucht, mit der Südengland hinter ihnen verschwand, lief sie den Gang entlang. Wer wohl hinter den geschlossenen Türen und heruntergelassenen Rollläden saß? Sie hörte gedämpfte Stimmen auf Englisch und Französisch reden, aber sie waren kaum zu verstehen über das rhythmische Klappern des Zuges hinweg, der in rasender Geschwindigkeit Richtung Dover fuhr, wo die Fähre wartete, um die Reisenden nach Dunkerque zu bringen. Endstation Gare du Nord. Sie versicherte sich, dass der Schaffner nicht in der Nähe war, dann zog sie das Fenster am Ende des Ganges auf und hielt ihr Gesicht in den heißen Strom dämmriger Abendluft, der das Brüllen des Motors mit sich trug. Sie vergaß, dass das Ergebnis des Friseurbesuchs, für den sie ein Vermögen ausgegeben hatte, im Handumdrehen zerstört wurde, und blickte hinaus. Meile um Meile blieb die englische Landschaft hinter ihr zurück und verschwand schließlich unaufhaltsam in der schwarzen Nacht.

Einen kurzen Moment lang wusste sie nicht mehr, welches ihr Abteil war. Angesichts der langen Reihe identisch aussehender Türen stieg Panik in ihr auf. Dann fiel ihr ein, dass die Abteilnummer auf ihrer Fahrkarte stand. Während ihrer Abwesenheit war das Bett heruntergeklappt und das Bettzeug gerichtet worden, die weiche schottengemusterte Decke und das strahlend weiße Bettlaken an allen Seiten ordentlich festgesteckt. Die helle Deckenbeleuchtung war einem sanften Nachtlicht gewichen. Auf einem dicken Papieruntersetzer, auf dem das Logo der Eisenbahngesellschaft prangte, wartete ihr Gin. Sie kippte ihn hinunter, dann zog sie rasch ihr Nachthemd an, löste die Samtschleife und bürstete den Wind aus ihrem Haar, ehe sie sich auf die schmale Pritsche setzte.

Plötzlich überkam sie ein Heißhunger, und sie erinnerte sich an die Käsebrote, die Peggy ihr für die Reise eingepackt hatte. Sie aß alle vier auf einmal auf und spülte mit der dicken, süßen heißen Schokolade nach. Ob sie das alles während der Überfahrt auf der Toilette wieder von sich geben würde?

Sie war noch nie mit einem Schiff gefahren, außer dem Ruderboot auf dem Serpentine Lake im Hyde Park letzten Sommer. Sie hatte keine Ahnung, ob sie seekrank werden würde. Aber das würde sie sicher bald herausfinden.

Nun war es also so weit. Sie war unterwegs, hatte ihre Garderobe zusammengestellt und ihre Sachen für die nächsten paar Monate gepackt. Sie hatte sogar ihre Schnittmuster dabei; sie hatte sich zur Gewohnheit gemacht, Erinnerungsstücke an besonders gelungene Anlässe, zu denen sie ihre Kleider getragen hatte, aufzuheben und sie in den Originalumschlägen der Schnittmuster aufzubewahren. Mum fand, sie sei eine alberne Sammlerin, die sich von nichts trennen könne. Aber ums Sammeln ging es ihr nicht. Diese kleinen Souvenirs waren eher wie Tagebucheinträge, und wenn sie die Päckchen und ihren Inhalt eines Tages durchsehen würde, würden die Erinnerungen zurückkommen, klarer als beim Betrachten eines Fotoalbums.

Es gab kein Zurück. Zumindest nicht für die nächsten paar Wochen. Es war eine unglaubliche Gelegenheit, auf Kosten von jemand anderem die Welt kennenzulernen. Sie hatte erst ein einziges Mal in einem richtigen Hotel übernachtet. Es war so ganz anders gewesen als die kleinen Bed-and-Breakfast-Unterkünfte, die ihre Familie jeden Sommer in Hastings für eine Woche bezog. Dort musste man sich das Bett selbst machen und das gemeinschaftliche Bad nach der Benutzung putzen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Franzosen oder Italiener ihre Gäste nach dem Frühstück auf die Straße setzen würden, egal bei welchem Wetter, um sie erst wieder nachmittags zum Tee hineinzulassen. Sie steckte sich die Haare hoch und streifte ein feinmaschiges Haarnetz darüber, dann schob sie sich erschöpft zwischen das eng gespannte Bettzeug auf der schmalen Liege. Obwohl ihr Körper sich nach Schlaf sehnte, wollte ihr Geist sich nicht beruhigen. Wieder und wieder liefen die Ereignisse vor ihrem inneren Auge ab. Aber schließlich konnten auch die schlimmsten Befürchtungen nichts gegen das Schaukeln des rasenden Zuges ausrichten, und während er ihr ein metallisches Wiegenlied sang, verschlief sie die letzten Augenblicke auf englischem Boden friedlich wie ein Baby.

Teil 1

Brighton

1

Flo wischte die letzte von Grans Teetassen mit dem feuchten Geschirrtuch ab und stellte sie zu den anderen oben rechts in den Hängeschrank. Nicht in den mittleren: Da war das Geschirr für den täglichen Gebrauch untergebracht. Der Hängeschrank oben rechts war für Besuch. Und natürlich war heute Besuch zur Beerdigungsfeier gekommen. Peggy wäre entsetzt gewesen, wenn ihre Enkelin zu einem solchen Anlass die alten Teller aus dem Supermarkt und die Prinzenhochzeits-Gedenktassen auf den Tisch gestellt hätte. Also hatte Flo das Royal-Doulton-Service abgestaubt und die passende Zuckerdose samt Milchkännchen auf die Anrichte gestellt, außerdem die besten versilberten Teelöffel. Sie konnte sich nicht vorstellen, wann Peggy jemals zwanzig Stück davon in Gebrauch gehabt hatte. Die einzige Gelegenheit war wohl ihre, Flos, Taufe gewesen. Vermutlich hatte Gran das Fest damals organisiert, während ihre Mutter mal wieder auf einer ihrer ausgedehnten Reisen gewesen war.

Flo spülte das Geschirrtuch aus, wischte damit den Tisch ab und rieb einen eingetrockneten Eigelbfleck weg, den sie zuvor übersehen hatte. Nicht genug damit, dass sie vergessen hatte, die ausgeblichene Wachstischdecke gegen ein gebügeltes besticktes Leinentischtuch auszutauschen, sie hatte auch noch die Überreste von Peggys letztem Frühstück hier zu Hause für alle Nachbarn zur Schau gestellt. Wenn das schwache Herz ihrer Großmutter seinen Kampf nicht bereits aufgegeben hätte, wäre sie aus Scham über diese Entgleisung gestorben, ganz bestimmt. Ein letztes Mal wischte Flo über die Wachsdecke, bis die verblichenen Gänseblümchen darauf für einen Moment glänzten, ehe sie wieder mit ihrem faden beigen Hintergrund verschmolzen.

Plötzlich spürte sie eine Hand auf der Schulter. Flo zuckte zusammen und drehte sich um. Seamus stand hinter ihr.

»Okay, Flossie, ich fahre jetzt ein paar von den alten Schachteln nach Hause. Glaubst du, ich kann mich bei ihnen sicher fühlen?«

Flo fragte sich, wie sich Seamus auf einer Beerdigung so ungezwungen benehmen konnte. Peggys Freundinnen fraßen ihm alle aus der Hand. Sie liebten seine Ernsthaftigkeit, seinen Humor, den irischen Charme, den er versprühte. Und natürlich seine wilden schwarzen Haare und diese blauen Augen.

Er drückte ihre Schulter, ließ sie aber sofort los, als er spürte, wie Flo zurückwich. »Ich bin in einer halben Stunde zurück, es sei denn, sie kidnappen mich und sperren mich in einen Schrank.«

»Seamus?«

Er blieb auf der Schwelle stehen. »Ja, Schatz?«

»Es ist schon in Ordnung, du musst nicht zurückkommen. Warum fährst du nicht nach Hause? Hier gibt es nichts mehr zu tun, außer Dorothy von den Drinks fernzuhalten.«

Ein Hauch von Erleichterung huschte über sein Gesicht, was ihr nicht entging. »Im Ernst? Dann hole ich uns auf dem Rückweg was vom Takeaway und eine Flasche Wein. Vielleicht schaffe ich es sogar, dir ein Bad einzulassen.«

Sie wünschte, er würde sich nicht so verdammt viel Mühe geben. Er war den ganzen Tag so lieb gewesen, mehr konnte man nicht verlangen. Aber das machte es ihr äußerst schwer, weiterhin sauer auf ihn zu sein. »Eigentlich wollte ich heute hier übernachten.«

»Wirklich? Warum?«

Sie hatte keine Lust, es ihm zu erklären. Sie hatte buchstäblich keine Worte mehr. »Ich möchte einen letzten Abend hier verbringen, um endgültig Abschied zu nehmen.« Und außerdem kann ich es nicht ertragen, nach Hause zu kommen. Nicht zu dir.

Er hatte den Großmut, ihre Ausrede gelten zu lassen, und blickte zu Boden. »Floss ...«

»Wir sehen uns dann morgen, Seamus.« Damit drehte Flo sich wieder zum Spülbecken und fing an, ein Glas zu polieren, aber sie wusste, dass er noch immer da war und sie musterte. Er wollte, dass sie sich zu ihm umdrehte. Schließlich seufzte er und verließ die Küche.

Sie hörte, wie sich die Damen, die noch bleiben wollten, überschwänglich von ihm verabschiedeten und er seine zwitschernden Fahrgäste aus der Haustür hinaus zu seinem Auto bugsierte.

Außer dem Geplauder der letzten Gäste war das Haus nun wieder still und verfiel in sein angestammtes teppichgedämpftes Schweigen. Flo konnte sich nicht erinnern, dass hier jemals viel Lärm geherrscht hätte: Peggy und Donald waren sanftmütige, zurückhaltende Menschen gewesen, und in all den Jahren, in denen sie bei ihnen gelebt hatte, hatten die beiden niemals einen gemäßigten Dezibelgrad überschritten; nicht einmal dann, wenn sie über eine Fernsehshow lachten oder wenn Donald einen Witz erzählte, den er in der Arbeit aufgeschnappt hatte. Niemals war auch nur ein einziges lautes Wort gefallen, wenn Mum wie so oft mit Flo und einem kleinen Koffer vor der Tür stand und kurz angebunden erklärte, dass sie jetzt wieder zu irgendeinem Flughafen, auf irgendeinen anderen Kontinent müsse. Sie hatten Flo jedes Mal ruhig in Empfang genommen, und Donald hatte ihr Gepäck in das kleine Gästezimmer getragen, das irgendwann ihr richtiges Zimmer geworden war, als sich herausstellte, dass Maddie nicht mehr zurückkommen und sie abholen würde.

Und so war Flo in dieser kleinen, verschlafenen Küstenstadt aufgewachsen. Hier fiel der Altersdurchschnitt niemals unter fünfundsechzig, auch nicht nach einem besonders kalten Winter. Es war ein Ort, der der Möchtegerngroßstadt, in der Flo jetzt wohnte, gleichgültig gegenüberstand. Peggy und Donald hatten am Ende einer der vielen Straßen mit den immergleichen Bungalows gewohnt, die sich um den Umriss des Städtchens herumschlängelten und an dessen Enden ausfransten. Durch die Gardinen erspähte Flo die kleine Grünanlage, die angelegt worden war, damit dort Kinder spielen konnten. Tatsächlich gingen dort aber nur ein paar Hundebesitzer mit ihren Yorkshire Terriern spazieren, manchmal trafen sich auch zwei alten Damen, um den neuesten Tratsch auszutauschen. Flo reckte den Hals, um jenseits der Fernsehantennen und Satellitenschüsseln den schmalen Streifen Meer zu sehen, mit den verschlafenen Cafés und dem Kiesstrand. Heute funkelte die Sonne auf dem Wasser und erinnerte die Einwohner dieses Seniorenheims, das sich Stadt nannte, daran, warum sie hier einen ruhigen Lebensabend verbringen wollten, anstatt ein Leben am Rand einer Großstadt zu fristen, in der alles immer teurer wurde und die sich ständig weiter veränderte, sodass man sie kaum mehr wiedererkannte und nicht mehr verstand.

»Kann ich noch etwas tun, Liebes?«

Sie erschrak über die Unterbrechung und musste sich kurz sammeln, ehe sie der alten Freundin ihrer Großmutter, die in der Tür stand, antwortete: »Nein, Phyllis. Danke. Du hast mir schon den ganzen Tag geholfen.«

»Oh, daran kann ich mich gar nicht erinnern. Mir kommt es vor, als hätte ich den lieben langen Tag nichts anderes getan, als Dorothy vom Sherry wegzuhalten.«

»Glaub mir, das war eine große Hilfe.«

Die beiden Frauen lächelten sich an. Im Hintergrund hörten sie, wie Dorothy vor ihrem unfreiwilligen Publikum mit laut erhobener Stimme eine wilde Geschichte aus ihrer Jugend zum Besten gab.

»Klingt, als wäre ich nicht sonderlich erfolgreich gewesen.«

»Mach dir keine Gedanken. Es sind ja nur noch Marco und Tante Bean bei ihr.«

Phyllis seufzte. »Oh, dein Seamus ist ein liebenswerter Mensch, Flo. Er war heute so erfrischend. Er ist unglaublich lustig. Die Iren haben schon ihren eigenen Charme, nicht wahr?«

»Du würdest anders darüber denken, wenn du mit ihm zusammenleben würdest, Phyllis.«

Phyllis hob die Hand vor den Mund und kicherte, sie hielt Flos Stichelei für einen Scherz. Flo wusste, warum Peggy und Phyllis Freundinnen gewesen waren – sie waren sich in vielem sehr ähnlich. »Ich bin sicher, dass das nicht stimmt. Solch ein freundlicher, zuvorkommender Mann – deine Großmutter hat ihn vergöttert.«

Kurz überlegte Flo, was Peggy wohl dazu gesagt hätte, dass die Ehe ihrer Enkelin in Scherben lag. Sie hatte die alte Dame nicht damit behelligen wollen, schließlich hatte sie schon genug Sorgen. Es war für sie alle eine schwere Zeit gewesen, aus verschiedenen Gründen.

Sie merkte, dass Phyllis sie mit gesteigerter Anteilnahme musterte. Auf keinen Fall wollte Flo jetzt ein einfühlsames Gespräch über ihre Situation führen. Peggys Freundinnen waren ein Teil ihrer Kindheit gewesen, und man konnte diesen alten Ladys einfach nichts vormachen. Flo setzte ein strahlendes Lächeln auf. »Wie auch immer, wir müssen Dorothy langsam zum Bahnhof bringen, nicht wahr? Sie will sicher nicht zu spät nach London zurückkommen. Es wird abends immer noch so früh dunkel.« Sie ahnte zwar,

dass Dorothy es selbst mit Anfang achtzig noch mit jedem anständigen Räuber aufnehmen konnte, aber die temperamentvolle alte Queen von Wandsworth gehörte irgendwie zur Familie, und Flo würde nicht zulassen, dass Dorothy zu ihrem abendlichen Drink vor ihrer Lieblingsfernsehserie zu spät kam.

Phyllis schob den Ärmel ihres Strickjäckchens über das mollige Handgelenk und blickte auf ihre elegante goldene Armbanduhr. Ihre adrette Erscheinung – klein, mit winzigen Händen und feinen, hübschen Gesichtszügen – stand im Gegensatz zu ihrer Leibesfülle, die sich kontinuierlich dem Umfang ihrer üppigen Oberweite angenähert hatte. Ein Umstand, der ihrer ungebrochenen Schwäche für Eiscreme aus eigener Familienherstellung anzulasten war und von dem kohlenhydratlastigen Kochbuch unterstützt wurde, das sie von ihrer italienischen Schwiegermutter geerbt hatte. Schneller, als man das Wort »Tiramisu« aussprechen konnte, hatte Phyllis sich von Dolly Parton in Hattie Jacques verwandelt. »Oh, da findet sich schon eine Lösung. Marco und ich können sie mitnehmen. Es liegt ohnehin auf dem Weg. Vielleicht fährt Tante Bean auch zurück nach London – wir werden sie fragen.«

»Danke, Phyllis, das ist lieb von dir. Du bist bestimmt erschöpft.«

Flo selbst ging es nicht besser: Mit einem Mal überkam sie das überwältigende Verlangen nach Ruhe und Einsamkeit, und sie sehnte sich nach einem leeren Haus. Heute hatte sie jede Berechtigung, noch kurz allein hierzubleiben, ehe sie den kleinen Bungalow abschloss, die wenigen Kilometer entlang der Küste nach Hause fuhr und sich der Situation stellte.

Dorothys gackerndes Lachen drang durch den schmalen Flur. Flo lächelte. »Es ist definitiv an der Zeit, sie nach Hause zu bringen. Komm, Phyllis, wir lassen es für heute gut sein. Nicht mal Peggy hätte hier noch irgendetwas zum Abwaschen oder Wegwischen gefunden.« Und so war es tatsächlich: Alles war wieder an seinem zugeteilten Platz. Der Lappen lag ordentlich gefaltet am Rand des Spülbeckens, die Geschirrtücher trockneten an ihren an die Wand geklebten Haken, und Peggys Küchenschürze hing wieder hinter der Küchentür.

Phyllis zog ihren schwarzen Pullover, den sie unter der Strickjacke trug, über den knapp sitzenden Polyesterrock und bürstete ein paar Krümel aus den Rockfalten. »Du hast recht, Liebes. Bist du sicher, dass ich nichts mehr für dich tun kann?«

»Ja, wirklich, ihr wart alle so freundlich und hilfsbereit. Nun, vielleicht nicht Dorothy, aber sie ist einfach nicht zum Arbeiten geboren.«

»Ich glaube, der guten Dorothy ist noch nie bei der Hausarbeit der Nagellack abgesplittert. Aber wir lieben sie trotzdem. Sie würde alles für ihre Freunde und ihre Familie tun.« Phyllis betrachtete traurig Peggys Schürze, die schlaff an ihrem Haken hing. »Wir vier sind einen langen Weg zusammen gegangen, weißt du? Wir kannten uns seit unserer Kindheit und Jugend und all die Jahre als verheiratete Frauen. Ja, so war das.«

Flo hatte die Geschichten der alten Freundinnen schon unzählige Male gehört, ihre Erinnerungen an eine Kindheit im Londoner Süden. Sie hatte nie genug bekommen können von den Augenzeugenberichten aus einer beinahe verschwundenen Zeit. Sie trat zu Phyllis und umarmte sie, atmete den Duft von Haarspray und Parfum ein und fühlte sich sofort in ihre Kindheit zurückversetzt, als Phyllis ihr verbotenerweise nach der Schule eine Eistüte zugesteckt hatte.

Phyllis strich ihr über die Wange. »Du bist ein gutes Mädchen. Das warst du schon immer. Peggy hat dich wie ihre eigene Tochter geliebt. Es ist ein Jammer mit deiner Mutter. Aber sie hatte eben diese wilde Natur, wollte sich partout nicht zähmen lassen. Sie hat uns alle verrückt gemacht.«

Flo ahnte, dass Phyllis gleich eine ihrer tränenreichen Geschichten zum Besten geben würde. »Ich hatte Glück. Am Ende hatte ich zwei Mütter. Nein, vier, wenn man dich und Dorothy mitrechnet! Fünf mit Tante Bean.«

Phyllis' pfirsichfarben gepuderte Wangen glühten, und sie zog ein Taschentuch aus ihrem Ärmel und tupfte sich die Augen. »Nun sieh zu, dass du deine Sachen packst und auch nach Hause fährst, Liebes. Wir finden uns schon zurecht.«

»Ich glaube, ich bleibe heute hier«, erwiderte Flo. »Ich möchte noch eine letzte Nacht hier verbringen.«

»Bist du sicher? Ist das nicht ein bisschen einsam? Vielleicht kann Seamus zurückkommen und dir Gesellschaft leisten?«

»Vielleicht«, gab sie zurück und brachte ein wenig überzeugendes Lächeln zustande.

In Peggys kleinem Wohnzimmer hatte Marco es sich in Donalds Lehnstuhl gemütlich gemacht. Sein dichter grauer Lockenschopf ruhte auf dem

gemusterten Schonbezug, dabei schnarchte er leise und entblößte sein gelbliches Gebiss. Die Schimpftiraden, die ihn aus der Sofaecke gegenüber erreichten, nahm er gar nicht wahr, denn die stickige Heizungsluft und Donalds bester Whisky hatten ihn außer Gefecht gesetzt. Sein Hemdkragen stand offen, und die schwarze Krawatte hing locker um seinen Nacken, sodass man die lockigen grauen Brusthaare erkennen konnte, passend zu seiner Frisur.

Tante Bean hatte bereits ihren Mantel an und wartete geduldig an der Tür. Als sie Flo bemerkte, zwinkerte sie ihr zu. Sie grinnten einander wortlos an, während sie Dorothys fortgesetztem Monolog lauschten. Flo liebte Bean: Sie hatte in den Sechzigern als Studentin bei Peggys Eltern zur Untermiete gewohnt und war in den Freundeskreis der Wandsworth-Familien hineingewachsen. Man munkelte, dass sie adeliger Abstammung war, aber Flo war sich da nicht so sicher. Hinter der gepflegten Aussprache verbarg sich eine sehr bodenständige, unprätentiöse Frau, die eine Barbourjacke nicht von einem Brogueschuh unterscheiden konnte, schon gar nicht in der nordwestlichen Ecke von London, wo sie mit ihrer Hundeschar wohnte.

Die Wärme des Gasofens hatte rote Bäckchen auf Dorothys Gesicht gezaubert, die gut zu ihren kreppartigen, dunkelrot umrahmten Lippen passten. Sie redete ununterbrochen und betonte ihre Worte, indem sie im Rhythmus der Satzzeichen mit ihren lackierten Fingernägeln Richtung Marco hackte, der friedlich schlummerte. Die Tatsache, dass ihr Gegenüber eingeschlafen war, hatte Dorothy noch nie davon abgehalten, in ihrem Redefluss fortzufahren, außerdem wussten sie alle, dass Marco sehr glaubhaft ein Nickerchen vortäuschen konnte, wenn es ihm in den Kram passte. Phyllis sagte immer, dass es in seinem Leben zu viele laute Frauen gegeben hätte; wahrscheinlich hatte er sich deswegen die süßeste und ruhigste Braut ausgesucht, die er finden konnte.

Dorothy erhob sich aus ihrem Sessel und streckte die Arme aus. »Komm her, Mädchen. Lass dich drücken.« Flo schob sich an dem eleganten Couchtisch vorbei, der den größten Teil des Zimmers einnahm, und ließ sich von Dorothy umarmen. Die goldenen Anhänger am Armband der alten Dame klimperten an ihrem Ohr, und die großen goldenen Ohrringe, die von Dorothys Ohrläppchen baumelten, drückten sich gegen ihre Wange. »Vergiss nicht, dass du noch immer uns hast, Süße. Du gehörst für mich genauso zur Familie wie

meine eigene Bagage. Sind ohnehin alles Nichtsnutze, das kann ich dir sagen. Sie besuchen mich nie, außer sie haben Hunger oder brauchen Geld oder ein Bett für ein, zwei Nächte. Aber du besuchst mich doch bald, nicht wahr?«

»Natürlich. Ich komme bestimmt demnächst nach London. Ich melde mich bei dir, und du musst dann einen Kuchen für mich backen.«

Dorothy lachte. »Sei nicht albern. Ich kauf dir eine Packung Kekse, genau wie immer. Aber vielleicht habe ich eine nette kleine Flasche irgendwo versteckt, für besondere Anlässe.«

Es war ein alter Witz in Florence' Familie, dass man zu Phyllis ging, wenn man bekocht werden wollte, und zu Dorothy, wenn man etwas Gutes trinken wollte. »Perfekt. Ich bringe eine Zitrone mit.«

Dorothy kniff sie leicht in die Wange, wie sie es schon gemacht hatte, als Flo noch ein Kind gewesen war. »So ist es recht.« Die alte Dame zog ihr schickes schwarzes Spitzenkleid zurecht und schlüpfte in das strassbesetzte schwarze Strickjäckchen. Auch mit über achtzig achtete sie noch sehr auf sich. Als Kind hatte Flo immer gedacht, Dorothy sei eine Art Filmstar – gewissermaßen die Rita Hayworth von Wandsworth –, mit ihrem stolzen Busen und den platinblonden Haaren. Die waren inzwischen gefärbt und muteten eher nikotingelb an, als wollten sie den Jahrzehnten voll Gin und Zigaretten trotzen, die in Dorothys Gesicht deutliche Spuren hinterlassen hatten. »Also gut, junger Mann, erreiche ich diesen Zug nun noch oder nicht?«, wandte sie sich dann an Marco.

Auf wundersame Weise hörte Marco diese Bemerkung, obwohl er eben noch vorgeblich tief geschlafen hatte. Er schoss aus seinem Sessel hoch, richtete sich in weniger als einer Sekunde aus der Waagrechten zu seiner vollen Größe auf und ließ die Autoschlüssel in seiner Hosentasche klimpern. »Können wir los, meine Damen?«

»Ich nehm dich mit, Dot«, sagte Tante Bean und bürstete sich ein paar Hundehaare von ihrem abgewetzten Mantel. »Liegt ja auf dem Weg.«

»Auf Wiedersehen, Tante Bean.« Flo umarmte sie. Sie überlegte, ob sie die alte Dame darauf hinweisen sollte, dass ihre schäbige schwarze Strickjacke den ganzen Tag über falsch zugeknöpft gewesen war. Alle amüsierten sich immer darüber, dass jemand, der privat so chaotisch war, mit größter Sorgfalt und

Professionalität eine Krankenhausabteilung geführt hatte und den Krankenschwestern dort keine Nachlässigkeit hatte durchgehen lassen.

»Pass auf dich auf, Liebes.« Tante Bean drückte Flo herzlich. »Und komm bald mit deinem netten Kerl zu mir zum Abendessen, ja?«

Flo nickte unverbindlich, während die kleine Gesellschaft langsam das Wohnzimmer verließ und sich in die salzige Nachtluft begab.

»Ach übrigens«, sagte Flo und zog Phyllis beiseite, während die anderen schon die Autotüren öffneten. »Vorhin in der Küche hast du erwähnt, dass ihr zu viert wart. Nicht drei, also du und Peggy und Dorothy, sondern vier. Du meintest, ihr würdet euch alle schon aus frühester Kindheit kennen. Aber Tante Bean war doch bereits Studentin, als du sie kennengelernt hast?«

Phyllis runzelte die Stirn, und Flo bemerkte, dass die rosigen Wangen der alten Dame eine Spur rötlicher wurden. »Da musst du dich irren, Liebes. Wir waren immer zu dritt. Warum sollte ich etwas anderes erzählt haben?«

»Du hast von vier Freundinnen geredet. Ich erinnere mich genau.«

Phyllis drückte ihren Arm. »Da musst du dich verhört haben, Dummerchen. Das ist ja auch kein Wunder – schließlich hast du heute deine Großmutter begraben müssen. Du bist sicher vollkommen durcheinander.«

Flo war anderer Meinung, aber sie nickte. »Wahrscheinlich hast du recht.« Sie küsste Phyllis auf die Wange und behielt einen deutlichen, duftenden Puderabdruck auf dem Gesicht zurück.

»Wirst du hier heute Abend auch bestimmt klarkommen, so ganz allein? Denkst du daran, alles auszuschalten, wenn du gehst? Auch den Ofen? Und Peggy legt immer einen Ersatzschlüssel in den Brotkasten.«

»Ich finde mich schon zurecht. Ich trinke noch den kleinen Rest Sherry aus, esse die restlichen Königspastetchen und mache mir ein paar ruhige Stunden. Es wird mir guttun, in Ruhe Abschied zu nehmen.«

Marco klatschte laut in die Hände. »Los jetzt, es wird spät. Marco braucht seinen Nachtschlaf.« Er warf Flo eine Kusshand zu und geleitete seine Frau die Einfahrt hinunter zu seinem alten Lancia.

Flo winkte, als erst Beans Golf davonfuhr und dann Marcos alte Rostlaube den Hügel hinunterstotterte. Schließlich schloss sie die Tür und stieß einen tiefen Seufzer aus.

2

Das Anwesen in der Seaview Avenue Nummer 23 war stets der Maßstab für einen perfekten englischen Rasen und polierte Messingtürknäufe gewesen. Die weiß angestrichene Putzfassade des Bungalows trotzte den peitschenden Winterstürmen, die über den alten Hafendamm tobten, durch die inzwischen schäbig gewordene Strandpromenade fegten, an der Spielhalle und den Fish- & Chips-Ständen vorbei durch die alten viktorianischen und edwardianischen Straßenzüge jagten und schließlich den Hügel mit dem Viertel aus den sechziger Jahren erreichten.

Peggy und Donald hatten diesen Bungalow gekauft, lange bevor ihnen die Knie beim Treppensteigen Schwierigkeiten bereiteten. Sie planten immer alles im Voraus und hatten ihren bevorstehenden Ruhestand sorgfältig vorbereitet. Einst waren sie die jüngsten Bewohner des Viertels gewesen, doch dann lebten sie rekordverdächtig lange in dieser ruhigen Ecke an der Südküste, die von der Welt vergessen schien und wo sich nur schreiende Möwen und eine ungewöhnlich hohe Anzahl von Bestattungsunternehmern tummelten.

So mancher Teenager hätte sich hier lebendig begraben gefühlt, aber Florence hatte den Umzug in die Seaview Avenue als eine Heimkehr empfunden. Sie war hier mehr zu Hause gewesen als irgendwo sonst während ihrer ersten elf chaotischen Lebensjahre. Jedes Mal hatte sie geduldig gewartet, bis ihre Mutter es leid war, ein Kind durch Marokko oder Indien zu schleifen, und Flo in ein Flugzeug nach England setzte, damit sie sich irgendeiner Hippiegruppe oder anderen gescheiterten Existzenen widmen konnte, für die sie gerade ein Faible hatte. Mal war es ein Friedenscamp, dessen Bewohnerinnen Mutter Erde dienten und mit einem kleinen Mädchen nichts anzufangen wussten, während sie zugleich die Erde für die zukünftigen Kinder dieser Welt bewahren wollten. Dann wieder war es ein Ashram, wo Flo zusammen mit vielen anderen Kindern, die sich untereinander nur durch die

gemeinsame Sprache des Spiels verständigen konnten, sich selbst überlassen war und Kakerlaken jagte.

Der Ablauf war stets der gleiche gewesen: Donald hatte am Flughafen auf sie gewartet, hatte Flo das Haar verstrubbelt, irgendwann waren sie zu seinem alten Rover gegangen und über die South Downs in die kleine Küstenstadt gefahren, während er einen Song von Perry Como vor sich hin pfiff. Zu Hause hatte Peggy die Tür geöffnet, und ein Duft nach Würstchen mit Bratkartoffeln hatte Flo begrüßt, ehe Peggy ihre Enkeltochter fest in die Arme schloss, wo diese am liebsten für immer geblieben wäre.

Sobald Flo im Bett war und Peggy all ihre Sachen in die Kochwäsche gesteckt hatte, hörte sie durch die dünnen Wände, wie sich ihre Großeltern leise unterhielten. Mit jedem Besuch schienen sie besorgter zu sein. Ihre Fragen überlagerten allmählich Flos eigene Ängste: Ging es Mädchen in Flos Alter nicht zur Schule? Würde Mum jemals irgendwo wirklich ankommen und ein Zuhause für sie beide finden? Während Peggy ihr ein heißes Bad einließ, hatte sie sich im Spiegel des Schminktisches betrachtet: ein wildes Geschöpf mit schmutzigen Fingernägeln und Dreadlocks. Mum lachte nur, wenn Flo nach einem Shampoo oder einer Bürste fragte oder wenn sie den Blick nicht von den schönen Haarspangen, Armreifen und leuchtend bunten Stoffbahnen abwenden konnte, die in den Souks oder auf den Straßenmärkten feilgeboten wurden. Mum zog sie dann jedes Mal weiter und erklärte ihr, sie solle nicht so spießig sein, was auch immer das bedeutete. Flo hatte den Verdacht, dass Gran spießig war, weil sie ihr erlaubte, alles aus dem Katalog zu bestellen, was ihr gefiel. Oder auch Donald, wenn er Flo nach Brighton fuhr, wo sie T-Shirts mit glitzerndem Einhornmotiv kauften und sich danach auf schicken Barhockern niederließen, um einen Eisbecher mit Obst und Sahne zu essen. Ihre Schuhsohlen berührten dabei die Einkaufstaschen, die auf dem Boden standen. Wenn Mum dann zurückkam, um Flo abzuholen und sie in eine Hausbesetzer-WG oder einen Wohnwagen oder auf irgendeine Reise mitzunehmen, versteckten sie die schlimmsten Konsumsünden in den Schubladen, die inzwischen Flo gehörten, auch wenn das niemand ausdrücklich sagte. Peggy kaufte immer einige unauffällige Kleidungsstücke, die Maddies Prüfung standhielten, damit ihre Enkelin zumindest ordentliche

Unterwäsche und Kleidung in ihrer Größe besaß, wenigstens so lange, bis sie wieder auf der Türschwelle von Haus Nummer 23 landete.

Der schlimmste Moment war gekommen, als Flo ungefähr acht oder neun Jahre alt war. Gran hatte sich mit ihr aufs Sofa gesetzt und gesagt, sie sei müde und ob Flo ihr nicht ein bisschen aus ihrem neuesten Romanheft vorlesen könne? Flo hatte das in einen Schutzumschlag eingebundene Heft in die Hand genommen und dort aufgeschlagen, wo das lederne Lesezeichen lag, das sie einmal zusammen auf einem Ausflug gekauft hatten. Sie hatte auf das komplizierte, dichte Muster von dünnen Strichen und Bogen gestarrt und fieberhaft versucht zu erraten, was Peggy wohl hören wollte und was sich hinter dieser Geheimschrift verbarg. Flo war sich nur allzu bewusst gewesen, dass sie bei einer einfachen Aufgabe versagte. Verzweifelt hatte sie ihre Großmutter angesehen, mit vor Scham brennenden Wangen und in der furchtbaren Angst, dass sie Gran durch ihr Versagen sehr traurig gemacht hätte.

Am nächsten Tag um Punkt zehn Uhr war eine Dame mit strahlenden Augen auf der Türschwelle erschienen, eine eulenhafte Brille auf der Nase und einen Koffer voller Bücher unter dem Arm. An jedem Wochentag hatte sie mit Flo drei Stunden lang am Esstisch gesessen, und nach einer Weile ordnete sich das schwarze Durcheinander auf den Seiten von Peggys Büchern zu Buchstaben, dann zu Worten und schließlich zu der geheimen Sprache, die sie schon immer dort vermutet hatte. Ab und an hatte ein Weggefährte ihrer Mutter sich ein Herz genommen und versucht, Flo das Lesen beizubringen, aber Maddie hatte alles unterbunden, was ihre mütterlichen Fähigkeiten in Frage stellte.

All das war noch da: das Schulzimmer mit dem Esstisch, das bakelitbraune Samtsofa, auf das man Streifen malen konnte, wenn man mit dem Finger gegen den Strich des Bezugs fuhr, die tickende Standuhr im Flur, das Barometer an der Wand neben dem Gasofen, ein Geschenk der Druckerei, wo Donald als Auszubildender angefangen und danach vierzig Jahre lang gearbeitet hatte. In der Ecke der kleine Tisch mit dem Silbertablett, auf dem Whisky- und Sherryflaschen und Kristallgläser standen.

Flo schlenderte in das kleine Gästezimmer. Ihr Blick fiel auf die marshmallowpinken Tagesdecke auf dem Bett, mit deren Fransen sie gespielt

hatte, als sie sich an feste Schlafenszeiten zu gewöhnen versuchte. Es war eine neue Erfahrung für sie gewesen, sich nach einem anständigen Abendessen ins Bett zu legen, mit einer Gutenachtgeschichte im Ohr und einer sanften Hand, die ihr über das Haar strich, bis sie eingeschlafen war. »Deine Mummy hat dich sehr lieb, Schätzchen. Wirklich. Sie weiß, dass du gerne hier bei uns bist, deswegen hat sie beschlossen, dass du diesmal länger bleiben darfst. Jetzt mach die Augen zu, und morgen überlegen wir uns etwas Schönes, was wir zusammen unternehmen können.« Mühsam hatte Flo das schlechte Gewissen weggeschoben, weil sie Mummy nicht vermisste, wo auch immer die gerade sein mochte. Dann war sie eingeschlummert, den kleinen rosa Teddy im Arm, den sie schon seit ihrer Geburt hatte. Er saß auch jetzt noch auf ihrem Kopfkissen, nunmehr einäugig und mit abgewetzter Vorderpfote, mit der sie sich immer beim Einschlafen über die Augen gestrichen hatte.

Zu guter Letzt war entschieden worden, dass es besser für Flo wäre, wenn sie dauerhaft zu ihren Großeltern ziehen würde. Maddies neuestes Projekt, ihre Arbeit in einem Waisenhaus in Rajasthan, war viel zu wichtig, um es aufzugeben – wer sollte sich denn sonst um all diese armen Kinder kümmern? Schließlich hatten Peggy und Donald sich auch nach einer Schule für ihre Enkelin umgesehen. Immerhin hatten sie Flo Tischmanieren beigebracht, und Miss Jones hatte mit ihr Lesen geübt, aber Donald fand es »dem kleinen Mädel gegenüber einfach nicht fair«, wie Flo eines Abends mit angehört hatte, als sie noch einmal zur Toilette gehuscht war. Sie brauchte angeblich Beständigkeit, und die konnte sie nur hier bei ihren Großeltern finden.

Am nächsten Morgen beim Frühstück bemühten sich die beiden, ihr die Entscheidung so schonend wie möglich beizubringen, und Flo wäre ihnen beinahe um den Hals gefallen vor Dankbarkeit. Sie wollte keine einzige Nacht mehr in irgendeiner dreckigen Unterkunft oder in einer Zeltstadt an der Grenze zu einem militärischen Sperrgebiet verbringen. Sie wollte Tomatenketchup, Kinderfernsehen und anständige Schuhe, ein eigenes Federmäppchen und ein eigenes Schlafzimmer.

Damit sie sich bei ihnen zu Hause fühlte, hatte Donald für Flo einen weißen Frisiertisch mit Goldrand gekauft und dazu einen passenden Hocker mit rosa Samtbezug. Stundenlang saß Flo dort, steckte Postkarten von ihrer Mutter an den Spiegelrand, zusammen mit den Resten eines Geschenkbands,

mit dem ihre Geburtstagsgeschenke eingewickelt gewesen waren. Kinokarten und Schwarzweißfotos aus dem Automaten von Flo und ihren Freundinnen, die sie schließlich gefunden hatte, vervollständigten die Sammlung. Und das alles blieb dort, genau so, wie sie es an jenem Tag verlassen hatte, als Donald seine beste Krawatte anzog und ihr half, ihre Taschen im Kofferraum seines alten Rovers zu verstauen, bevor er Flo irgendwo in die Mitte von England fuhr, wo sie ihr Studentenleben beginnen sollte.

Zwischen verstaubten Fläschchen mit blumigem Eau de Toilette und glänzenden kleinen schwarzen Schminkdöschen lehnte eine Stoffpuppe, die Gran ihr einst nach einiger Überredung geschenkt hatte. Sie trug noch immer die kleine geraffte Bluse samt Rock, die Flo für sie genäht hatte, und ihre dicken wollenen Haare waren mit zwei Zackenähten zu steifen Zöpfen befestigt. Einst hatte Flo die Puppe ganz hinten in einer Schublade gefunden, in Seidenpapier eingeschlagen und so tadellos wie am ersten Tag. Sie hatte sie Gran gezeigt. Ihre Großmutter erzählte ihr dann, dass die Puppe Mum gehört habe, eine Bekannte habe sie ihr geschenkt. Maddie hatte sich nie etwas aus Puppen gemacht, aber Peggy hatte sie trotzdem aufgehoben.

Nun betrachtete Flo die schwarzen Knopfaugen der Puppe und den hübsch gestickten knospenförmigen Mund. Wer sich wohl die Mühe gemacht und diese Puppe genäht hatte? Sie hatte sich immer vorgestellt, dass ihr eigenes Kind eines Tages mit diesem albernen alten Ding kuscheln würde, das ihr so viel bedeutete. Flo fühlte, wie salzige Tränen in ihren Augen brannten, aber sie hielt sie zurück. Heute sollte um Peggy getrauert werden, nicht um die kleine Seele, die sie kaum kennengelernt hatte.

Die Anziehsachen für die alte Puppe waren das Erste gewesen, was Flo genäht hatte. Sie hatte Peggy gefragt, ob sie ihr Taschengeld für eine Nähmaschine sparen durfte, doch dann war Donald eingefallen, dass irgendwo im Schuppen noch ein altes Exemplar stehen müsse. »Ach, dieses betagte Ding, das ist doch nichts für sie«, hatte Peggy nervös bemerkt, als Donald mit einer großen Holzkiste durch die Hintertür kam und sie auf dem Tisch abstellte. Irgendjemand hatte Initialen in das Holz geritzt. Der zweite Buchstabe war nicht mehr zu erkennen, der erste sah aus wie ein V oder ein N. Als Donald den Deckel abhob, war es um Flo geschehen gewesen. Hingerissen betrachtete sie die hübsche, filigrane Goldschrift, drehte das glänzende, steife Rad mit dem

hölzernen Griff, fuhr mit der Hand über die leicht erhabene Auflage aus Leder und Silber, die in den alten Eichensockel eingelassen war. Mochte Peggy sagen, was sie wollte, Flo würde die Nähmaschine nie wieder hergeben. Donald verbrachte die nächsten zwei Tage damit, sie auseinanderzunehmen, jedes Teil zu ölen und zu polieren, bis die Nadel wieder beinahe lautlos auf und ab fuhr und der Baumwollfaden sich fröhlich auf seiner Spule drehte, wenn Flo den Hebel bediente.

Vermutlich war das der Tag, an dem ihr klar wurde, dass sie schöne Dinge erschaffen wollte. Sie fing an, ihr Taschengeld zu sparen, und kaufte davon Nadelbriefchen mit glänzenden Glaskopf-Stecknadeln, zu breiten Zöpfen geflochtenes Stickgarn in allen Regenbogenfarben, große rechteckige Stoffstücke, aus denen sie eine Garderobe für ihre neue Puppe schneiderte. Peggy interessierte sich nicht fürs Nähen – dafür strickte sie in jeder freien Minute, egal ob jemand neue Wollsocken brauchte oder nicht. Also musste Flo sich den Umgang mit der Nähmaschine selbst beibringen. Lange Zeit hob sie all ihre Nähzächen in einer alten Keksdose auf, und als sie dafür zu alt geworden war, kaufte Donald ihr eine Nähkiste zum Aufklappen. Gewissenhaft hatte sie ihre Kurzwaren in die Fächer sortiert, die sich öffneten, wenn Flo die zwei Seiten des Deckels auseinanderzog: Nähnadeln und Stecknadeln in ein Fach, daneben Scheren und Fingerhüte, Knöpfe und Verschlüsse, ordentlich zusammengelegte Bänder, Zierborten und Garn und groben Leinenstoff; grellbunte Filzstücke, und schließlich kleine Stoffproben, ordentlich gestapelt auf dem Boden der Kiste.

Stunden hatte sie damit zugebracht, den Inhalt der Nähkiste immer wieder umzuräumen, und jetzt wo sie hier stand, konnte sie nicht begreifen, wie etwas aus ihrem Leben hatte verschwinden können, was ihr einmal so wichtig gewesen war. Wahrscheinlich war in ihrer winzigen Studentenbude zu wenig Platz gewesen, vielleicht hatte sie auch entschieden, die Sachen zu Hause zu lassen, um damit zu arbeiten, wenn sie in den Semesterferien in den Süden kam. Sie hatte seit Jahren nicht mehr an die Kiste gedacht, und jetzt sehnte sie sich danach, den Deckel aufzuschieben, den Inhalt der Fächer zu betrachten und damit schöne Erinnerungen wachzurufen, um die Traurigkeit im leeren Haus ein wenig zu betäuben.